

# „Stirb und werde“

von Luca Lombardi

Im Herbst 1968 reiste ich nach Köln, um an den von Stockhausen geleiteten „Kölner Kursen für Neue Musik“ teilzunehmen und auch, um bei Bernd Alois Zimmermann zu studieren. Ein Jahr später wurden die Kurse von Kagel übernommen, und ich lernte dabei Dieter Schnebel kennen, der dort, gemeinsam mit Heinz-Klaus Metzger, ein Seminar hielt. Ich war damals dreiundzwanzig Jahre alt und sog die vielen Anregungen, die mir das damalige Mekka der neuen Musik bot, wie ein Schwamm auf.

Außer an die vielen anregenden Gespräche und Diskussionen erinnere ich mich an die langen Wege, die wir, nachdem wir abends die Rheinische Musikschule auf der Vogelsanger Straße verlassen hatten, durch Köln gingen, um ein Weinlokal zu finden – was vor fünfzig Jahren in Köln, trotz der altrömischen Vergangenheit der Stadt, überhaupt nicht leicht war. Natürlich wurde beim Wein weiterdiskutiert. Es wurde viel Adorno zitiert, aber auch Canetti (insbesondere sein einige Jahre zuvor erschienenes Buch „Masse und Macht“), das für viele – mich eingeschlossen – ein Geheimtipp war. Ich erinnere mich auch, dass Metzger gerne das Bonmot von Tucholsky „Wegen schlechter Witterung fand die deutsche Revolution in der Musik statt“ in den Mund nahm. Als ich ein Interview Schnebels mit dem Musikjournalisten Hansjörg Pauli las, in dem er den Wunsch äußerte, dass nach dem Hören seiner Musik das Publikum ins Freie strömen und „Revolution machen“ würde, überlegte ich eine weitere Variante jenes Satzes und betitelte einen Aufsatz „Von Schnee, Nebel und der schlechten Witterung überhaupt“. Die Sache ist nämlich die, dass ich mich damals, bei allem Interesse an Fragen der Neuen Musik beziehungsweise an einer neuen musikästhetischen Theorie, in einer lebhaften politischen Phase befand. Das war zwar schon in Italien der Fall gewesen, doch erst in Köln, und zwar in einem Gastarbeiterverein, wurde ich Mitglied der KPI – der kommunistischen Partei Italiens. Dies entfernte mich von der – wie ich damals etwas manichäisch urteilte – bürgerlichen Avantgardemusik, von Stockhausen sowieso, den ich für offen reaktionär hielt, aber auch von Kagel und Schnebel.

1972 verfasste ich mit meinem Freund Gerhard Roth, der später ein bekannter Neurobiologe wurde, ein Lehrstück, wie wir es brechtisch nannten, mit dem Titel „Neue Musik: für wen, warum, wie“, das beim WDR produziert, aber nicht gesendet wurde. Warum nicht? Nun, der zuständige Redakteur zeigte es dem Intendanten, der es wiederum Stockhausen zeigte, der, empört darüber, wie „deutsche Musik“ darin angegriffen wurde, sich an den damaligen Bundeskanzler Willy Brandt wandte. Ein typischer Fall von „Mit Kanonen auf Spatzen schießen“ (die wir damals, bei aller Dreistigkeit, tatsächlich waren).

Brandt antwortete, wie man es von ihm nicht anders erwarten konnte, sehr anständig und mischte sich nicht weiter ein. Doch die im Radioprogramm schon angekündigte Sendung fiel dann aus angeblich „technischen Gründen“ aus. Einige Tage später bekam ich von Dieter Schnebel einen langen, handgeschriebenen Brief, in dem er sich mit mir und meinem Kompagnon solidarisierte. Trotz aller auch bissigen Kritik unsererseits war er ein entschiedener Anhänger des freien Meinungsaustauschs und davon überzeugt, dass der Dialog mit Andersdenkenden unbedingt produktiv ist. Dies imponierte mir und ließ sein menschliches Format erkennen.

Seitdem entwickelte sich zwischen uns eine feste Freundschaft, und zwar trotz aller Unterschiede unserer ästhetischen Positionen (was bei Künstlern absolut normal, ja notwendig ist). Wir haben uns immer wieder getroffen, so zum Beispiel am Meer zwischen Terracina und Sperlonga, wo er Michael Marschall von Bieberstein besuchte, und wo auch meine Familie den Sommer verbrachte. Michael Marschall, damals Leiter des römischen Goethe-Instituts, war an neuer Musik sehr interessiert. In seinem Haus hatte mich der römische Komponist Franco Evangelisti auch auf Bernd Alois Zimmermann aufmerksam gemacht. Marschall war übrigens mit Iris Kaschnitz verwandt, die einige Jahre später Dieters zweite Ehefrau wurde. Ich selber kannte Iris seit Anfang/Mitte der Sechzigerjahre, weil ihre Eltern – die Schriftstellerin Marieluise und der Archäologe Guido Weinberg von Kaschnitz – mit meinen Eltern befreundet waren. Später trafen wir uns in Iris' und Dieters römischer Wohnung in der Via Vittoria oder bei uns am Albaner See, ab Mitte der Neunzigerjahre dann auch mit meiner Lebensgefährtin und späteren Frau Miriam Meghnagi, und natürlich immer wieder in Berlin.

Anlässlich seines fünfundachtzigsten Geburtstags komponierte ich ein Klavierstück – „für DiEtEr SCHneBEL“ –, das ich bei seiner Geburtstagsfeier in der Berliner Akademie der Künste selbst gespielt habe. Als er vor wenigen Monaten Grit Kettner heiratete, komponierte ich ein ihnen gewidmetes „Sappho-Fragment“ für Sopran und Klavier, das später Teil eines fünfteiligen Zyklus wurde.

Ich hatte mich so gefreut, dass er wieder einen neuen Abschnitt seines langen und reichen Lebens begonnen hatte – das goethesche „Stirb und werde“ war ihm vertraut. Er war bestimmt kein „trüber Gast auf der [ach so] dunklen Erde“ –, und ich freute mich auf weitere Begegnungen mit ihm ... Vor ein paar Jahren habe ich ein längeres Gespräch mit ihm aufgenommen (das noch darauf wartet, übertragen und veröffentlicht zu werden). Wenn ich mich demnächst damit beschäftige, werde ich virtuell den Dialog mit ihm fortsetzen, mit diesem milden und

zählen, tiefgründigen und humorvoll-verspielten Menschen, der das Entsetzen der Welt wohl kannte, doch Utopisches, wenn auch nicht unbedingt realisierbar, als Möglichkeit nie aus den Augen verlor.

30. Juni 2018